



und in Solothurn französisch gesprochen. Ein verstörender Film um einen Jahrmarkt-Boxer, der nach einem Schlag an den Kopf zur Beobachtung in ein Irrenhaus eingeliefert wird, dessen Patienten unter Anleitung „Johannes des Täufers“ die Passionsgeschichte aufführen wollen. Der 33-jährige Neuzugang mit Bart und Lockenpracht erfüllt zumindest die äußeren Voraussetzungen des Jesus-Darstellers; um ihn von der Rolle zu überzeugen, bedarf es jedoch etlicher Wunder und Zeichen. Letztlich nimmt Antonio seine Rolle an und ist zu allem bereit – selbst zu Opferung und Auferstehung; doch der Verräter Judas macht ihm einmal mehr einen Strich durch die Rechnung. Die auf den Kopf gestellte Passionsgeschichte in Form eines verkasperten Mysterien-Spiels kommt durchaus heiter daher, äußert in ihrer Verrücktheit aber auch Zweifel an einer Gesellschaft, der der Heilsgedanke abhanden zu kommen droht. Inhaltlich ist der Film in der Nähe von Pasolinis Arbeiten anzusiedeln, formal steht, irgendwie, Clemens Klopfenstein Pate: vitales Kino abseits ausgetretener Erfolgspfade.

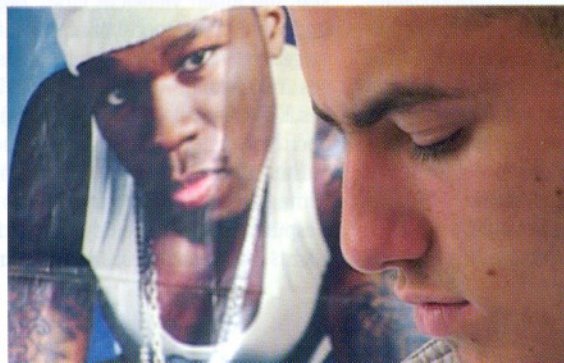
fristigen Therapien nur unmerklich ändert. Gemeinsam ist beiden Filmen, dass sie keine Sozialarbeiter-Position einnehmen und nicht Partei für die vermeintlichen gesellschaftlichen Opfer ergreifen, sondern auch Motivationslosigkeit und Arbeitsunwillen anprangern und im Fall der Gewalttäter den wirklichen Opfern indirekt ein Forum einräumen.

Ein Höhepunkt war Karl Saurers Dokumentarfilm „Rajas Reise“, der die Reiseabenteuer eines kleinen indischen Elefanten, der um 1550 via Lissabon an den Wiener Hof verschickt wurde, zum Anlass nimmt, um nicht nur mit indischem Elefantenkult vertraut, sondern auch die Gepflogenheiten und Machtspiele an europäischen Höfen des ausgehenden Mittelalters und den Beginn der Kolonialzeit transparent zu machen. Ähnlich komplex ist Stefan Haupts „Ein Lied für Argyris“: Der 46-jährige Regisseur porträtiert den griechisch-stämmigen Schweizer Bürger Argyris Sfountouris, der als Kind ein Massaker einer SS-Einheit in seinem Heimatdorf erlebte und dennoch den Weg zum Musterbürger und Kastanzakis-Übersetzer geschafft hat. Ein bewegender, klug montierter Film, der den Leidensweg seines Protagonisten in Relation zu den beachtlichen Stationen seines Lebens setzt und einen Menschen vorstellt, der nicht vergessen und verdrängen möchte, sondern sein Wirken dem Ziel verschrieben hat, dass sich Vergleichbares nicht wiederholen darf. Ein ganz anderes dokumentarisches Kaliber bietet Urs Gfafs „Jürg Frey: Unhörbare Zeit“. Graf, der mit seiner Trilogie „Ins Unbekannte der Musik“ weitgehend unbekannte Komponisten moderner Musik vorstellen und zugleich die Möglichkeiten und Tiefe von Klangwelten ausloten möchte, überrascht nach dem Porträt von Urs Peter Schneider („36 Existenzen“) durch die sanfte Annäherung an musikalische Randbereiche. Während er bei Schneider eine fast mathematische Akkuratess als Schöpfungsprinzip verortete und transparent machte, stellt Jürg Frey einen Gegenpol dar; jemanden, der scheinbar aus dem Bauch heraus komponiert, dem es um den „Klang an sich“ geht, der dem einen Ton nachspürt, den er dann halten möchte – am besten eine halbe Stunde und länger. Dann macht man keine kompositorischen Fehler mehr, und der Ton kann schließlich nichts dafür, wenn sich der Zuhörer langweilt. Im

gewissen Sinne ein Abenteuerfilm, zumindest in Bezug auf das Denken, wobei sich Parallelen zwischen Freys E-Musik und den Klangwelten in „Johle und Werche“ finden.

Herausragender Dokumentarfilm des Festivals war Mehdi Sahebis Dokumentarfilm „Zeit des Abschieds“. Zu Beginn des Films ist der Protagonist, der 44-jährige Giuseppe Tommasi, bereits tot, aufgebahrt in seinem Sterbezimmer. Dann öffnet der Film ein Zeitfenster, zeigt den an AIDS und Krebs Erkrankten, einen ehemaligen Junkie, der die körperstärkenden AIDS-Mittel abgesetzt hat, um dem Krebs keine zusätzliche Nahrung zu bieten, beim Verlesen seiner detailgenauen Patientenverfügung. Dann macht sich Tommasi zum Sterben bereit. Er weiß, dass er nur noch sieben Monate zu leben hat, ist guter Dinge, und in erster Linie an einem friedvollen Abschied interessiert. Eigentlich kein aufregendes Sujet, zumal „Sterbefilme“ in der Schweiz Tradition haben, doch die folgende Stunde übertrifft alles, was man bislang gesehen hat: Tommasi nimmt Abschied, von sich und dem Leben, auch von den Kindern, wobei der Sohn die Distanz zunächst nicht zu überbrücken versteht. Sahebis Film zeigt keinen abgeklärten Todkranken, der mit sich im Reinen ist, sondern einen sterbenden Menschen, der sich und seinen durch den Krebs deformierten Körper je nach Tagesform der Kamera stellt, mitunter eloquent plaudert, anderntags vor Schmerzen weder aus noch ein weiß. Doch der Film folgt dem Kranken bis zum letzten Atemzug. Mit einer Unmenge an Barbituraten ruhig gestellt, entschläft Tommasi, die Kamera ist dabei, und auch der Zuschauer. Darf man das? Wird jetzt auch schon der Tod filmisch ausgebeutet? Auf diese sensible Art darf man es. Mit schlafwandlerischer Sicherheit findet die Kamera genau den Punkt zwischen Nähe und Distanz, an dem man nicht in die Rolle des Voyeurs gezwungen wird, sich aber auch nicht in der Position des ohnmächtig Mitleidenden findet. Man wird Zeuge eines Prozesses, der gerade durch seine erschreckende Banalität so schwer zu ertragen ist, wird aber auch mit der Hoffnung aus dem Kino entlassen, dass Tommasi seine Ziele erreicht hat. Solche kleinen, bescheidenen, nachdenklich stimmenden Filme sind es, die das kleine Filmeland Schweiz wirklich groß machen. **Hans Messias**

Auch im Dokumentarfilmbereich hatten die Filmtage einiges zu bieten, wobei die Vorherrschaft von Fernsehformaten und einschlägig-langweiligen Befragungstechniken nicht zu übersehen ist. Dieses Problem hat Erich Langjahr mit „Das Erbe der Bergler“ nicht, der fast kommentarlos die traditionelle Mahd auf Steilhang-Wiesen im Luzerner Oberland zeigt; ebenso nicht Thomas Lüchingers „Johle und Werche“, der in dem Dorf Toggenburg die Arbeit eines der letzten Schellenschmiedern verewigt und zugleich die lebendige Tradition des musikalischen Brauchtums dokumentiert. Deutlich wird, wie sehr bäuerlicher Alltag mit musikalischen Überlieferungen verknüpft ist, dass Musik und Klänge kein reines Freizeitvergnügen sind, sondern identitätsstiftende Maßnahmen. Ganz der Gegenwart zugewandt waren zwei Arbeiten zum Thema Jugendgewalt bzw. Jugendverwahrlosung: „Geisendorf“ von Frédéric Baillif stellt die fast ausnahmslos schwarzen Jugendlichen im gleichnamigen Genfer Park vor, die ihre Perspektivlosigkeit zumeist in ganztägigem Abhängen kompensieren und dem Rap-Gesang frönen, während Bernard Webers und Robi Müllers „Faustrecht“ zwei jugendliche Gewalttäter beschreibt, deren Leben sich auch nach lang-



„Zeit des Abschieds“ (links oben)

„Ein Lied für Argyris“, „Marmorera“, „Faustrecht“ (von links)